

Fatou Diome
*Der Bauch
des Ozeans*

Roman
Aus dem Französischen
von Brigitte Große

Diogenes

Titel der 2003 bei
Editions Anne Carrière, Paris,
erschienenen Originalausgabe:
›Le ventre de l'Atlantique‹
Copyright © 2003 by
Editions Anne Carrière
Umschlagfoto von
Christophe Valentin (Ausschnitt)
Copyright © Keystone/Hoa-Qui

*Ich danke dem Centre national du livre für seine
Aufmerksamkeit und Unterstützung.*

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2004
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/04/44/1
ISBN 3 257 06445 4

*Meinen Großeltern, meinen
Leuchttürmen.*

*Für meine Mutter Bineta Sarr,
meine afrikanische Schwester.
Ich denke an dich, wie du,
endlich zur Ruhe gekommen,
Tee trinkst mit Mohammed
und Simone de Beauvoir, und
lege Kränze aus Worten
nieder, um dir meine Freiheit
zu schenken.*

Fatou Diome

Die Bettlerin und die Schülerin

Mit vier Afrika-Fotografien von Georges Simenon

Ein paar geröstete Erdnußkerne – thiaf – zu kleinen Häufchen geschichtet; eine Hand greift nach ihnen und füllt sie in Tütchen. Sie gleiten sanft hinein wie Lebens-tage in den Trichter der Zeit.

Noch ein Tütchen und noch eins. Die geübte Hand dreht sie ohne Hilfe der Augen. Die Finger der Hand sind runzlig, schrundig, zittrig, hart. Ein Muskelstrang tritt am Unterarm hervor, mündet im Daumen und kommt wie ein Schnürsenkel immer wieder zu Tage, um den Papierkegel zu schließen. Ein anderer Muskelstrang läuft von der Ellbogenbeuge den Bizeps entlang und endet unmittelbar vor einem dritten, der zusammen mit einer dicken Ader den Hals bis zum Kiefer durchzieht wie ein Schienenstrang.

Ein Tütchen entsteht in zwei Schritten: Zunächst klemmen die Schenkel ein aufgeklapptes altes Schulheft ein, und die Finger reißen ein Blatt heraus, das wie eine Klinge zum Himmel steht. Dann entläßt der Schraubstock das Heft, schließt sich wieder und wird zur Arbeitsplatte. Nun hält ein Armstumpf das Blatt fest, die Hand glättet es ein wenig, dreht es um sich selbst, schüttet einen Becher geröstete Erdnüsse hinein und knickt die Spitze um.

Die alte Codou lebte mit ihrem Sohn Diokelé, der vom Aussatz entstellt war, im Lepraviertel. Ihrem Mann Guignane hatten die Pfeile der Seuche aus den großen Städten die Augen ausgestochen. Weißliche Tränen voller Staub quollen aus den zwei leeren Höhlen über seiner Nase. Mit seinem Krückstock ging er durch die Straßen von Foundiougne und rief: »Ngir yalla, sarakhelen, ngir yalla – Gott ist barmherzig, gebt im Namen des Herrn!« Wenn ihm jemand eine Münze, einen Kanten Brot, eine Handvoll Reis oder Hirse zusteckte, pries er die gute Seele in den höchsten Tönen und prophezeite ihr das schönste von den sieben Paradiesen Mohammeds.

Er hatte die Körperfresser-Krankheit als erster bekommen. Ohne darüber nachzudenken, folgte ihm Codou als ergebene Ehefrau in die Quarantäne und pflegte ihn. Wenn sie vor der Ansteckungsgefahr gewarnt wurde, sagte sie nur: »Ich fürchte mich nicht. Es geschehe, wie Gott will.«

Und Gott wollte, daß der Aussatz ihre rechte Hand fraß, mit der sie in festem Glauben und voller Liebe Guignane den Ausfluß aus dem Gesicht wischte.

Ohne die Hand konnte sie kein Holz mehr hacken und auf dem Markt verkaufen oder die mageren Fische braten, die Guignane, als er noch Bauer war, gegen ein paar Maß Hirse von den Fischern erstand. Ihm war von seinen Feldern nicht mehr geblieben als die verschwommene Erinnerung an ein herbstliches Bild. Damals, als ihm das Augenlicht schwand, hatte er noch rasch die Ernte eingebracht, und seither lebte er von den Klagerufen, die durch Foundiougne schollen. Daneben gab er seiner Frau ein paar Stunden, die sie bald zu einer gewieften Bettlerin machten.

Sie ging in die Häuser, blieb aber immer nur fünf Minuten. Erst trug sie geistliche Gesänge vor, in denen die Verheißungen Gottes unzweifelhaft Wirklichkeit wurden, dann

sang sie mit ihrer schönen Stimme weltliche Lieder, um die Bewohner für das ganze Ausmaß ihrer Tragödie, die Gott, wie sie sagte, jedem auferlegen könne, empfänglich zu machen. Sie trieb ihren Alt in die höchsten Höhen und ließ ihn so sanft herabsinken, daß noch die verstocktesten Seelen erbebten. Eines, das meist die Börsen öffnete, ging so:

*Walaye walaye sumako walaye
Yalla ma nattu ma dik di yelwan
Walaye walaye Sumako walaye
Yalla bima binde moye sen boroom
Walaye walaye sumako walaye
Yalla kuko nekh mu tegko...*

Das heißt:

*Ich schwöre es euch im Namen Allahs
Gott prüfte mich, nun bettle ich
Ich schwöre es euch im Namen Allahs
Mein Schöpfer ist auch der eure
Ich schwöre es euch im Namen Allahs
Gott prüft, wen er will.*

Einige wollten Gutes tun, andere wollten sich vor den göttlichen Blitzen schützen. Alle gaben ihr ein paar Münzen oder etwas zu essen und beteten, daß ihre Gabe die Sorgen von ihnen nehmen und das Unheil statt ihrer Lieben die Bettlerin treffen möge. Wenn wichtige Ereignisse bevorstanden, gingen manche sicherheitshalber selbst zu ihr und machten ihr größere Geschenke, um das Schicksal gnädig zu stimmen. Nicht daß die alte Codou auch nur das geringste Ansehen genossen hätte, aber in dieser abergläubischen Ge-



meinschaft kam ihr eine wichtige Funktion zu: Sie diente der Läuterung. Sie zog den ganzen Schrott, den die anderen loswerden wollten, an wie ein Magnet im Staub einer alten Schmiede. Das war ihr Leben als Bettlerin.

Einen Ellbogen auf dem Schenkel, den Hals gereckt und das Kinn in die einzige Hand gestützt, so sitzt Codou auf ihrer Bank und wartet. Ihr großer, fast leerer Korb verrät, daß der Vormittag erfolgreich war. Die meisten Erdnüsse sind verkauft. Trotzdem sitzt sie noch da, allein und regungslos.

Codou sitzt vor ihrem Haus gegenüber der Schule, die ihr eine treue Kundschaft bringt. Mittags und in den Pausen kommen die Schüler. Für viele sind Erdnüsse das einzige, was sie tagsüber zu beißen kriegen. Codou ist immer da. Man kann sie noch dort sitzen sehen, wenn der Wind das letzte Tütchen aus ihrem großen Korb verweht hat. Sie wartet. Unter der Bank steht noch ein kleinerer Korb mit zwei größeren Tüten, verborgen unter einem karierten Heft. Von Zeit zu Zeit streicht Codou darüber und wartet weiter.

Ich werde vom Strom der Gymnasiasten mitgerissen, der sich zur Hauptschlagader der Stadt ergießt. Eine in die Menge geschleuderte Kalebasse würde nicht am Boden zersplittern, so nah sind sich die Köpfe. Aus der Vogelperspektive muß das aussehen, als wären viele schwarze Wackkugeln in der Hitze zu einer kompakten Masse verschmolzen, die an den Rändern wellenförmig ausläuft wie die Brandung des Meeres am Strand. Aber nicht jedes Ufer wird von denselben Wassern gespült, die Verschmelzung ist Illusion. Auch in einer Zebraherde hat jedes seine eigenen Streifen.

Die Herkunft der Gymnasiasten läßt sich an ihrem Äußeren ablesen: Kinder von Beamten und Akademikern tragen Kleider, Röcke, Hosen oder Hemden von der Stange. Händler und Notabeln stecken ihren Nachwuchs in traditionelle Boubous, die sie von städtischen Schneidern aus Damast oder bunten Batikstoffen nähen lassen. Oft sind es auch religiöse Führer, die sich nicht mit ihrem angemessenen Ehrenplatz bei Gott begnügen, sondern ihre Sprößlinge auf die Eroberung der politischen und ökonomischen Bühne vorbereiten wollen. Noch ist unser Lebenslauf ein unbeschriebenes Blatt, aber die Falten unserer Kleidung prägen schon die Umrisse der späteren Visitenkarten.

In meinen Jeans-Shorts und dem bunten T-Shirt vom Flohmarkt träume ich von der Zeit, in der es Schuluniformen aus meerblauer Baumwolle gab: Shorts und Hemd für die Jungs und für die Mädchen ein geknöpftes Kleid. Léopold Senghor hat sie eingeführt. Heutzutage können sich die häßlichen Entlein nicht mehr so leicht in den Tanz der Pfauen mischen.

Nach ein paar Metern zerstreut sich der Zug. Am eiligsten haben es jene, auf die eine üppige Mahlzeit wartet. Ich schaue nach links: Die Bäckerei auf dem kleinen Platz, der

sich schlagartig leert, wenn der Duft der thieboudienne sich mit dem Klingeln der Schulglocke mischt und die letzten Dame-Spieler nach Hause treibt, hat noch auf. Also biege ich wie gewohnt nach rechts ab, zu Codous Haus. Und gleich setzt ein Chor von Stimmen ein, die ich noch heute verfluche: »Schau, schau, die Klassenbeste in ihren löchrigen Sandalen! Huuuh! Sie geht zu Kuddu, der Aussätzigen! Nimm die Seuche doch in dein Dorf mit, wenn du sie kriegst! Huuuh!«

Es sind die Kinder des Doktors und ihre Clique, die als einzige nie etwas bei Codou kaufen. Mutwillig haben sie Codous Namen zu Kuddu verballhornt, was auf Wolof Löffel oder Kelle heißt – eine Anspielung auf ihre verwaiste Hand, die vom vielen Arbeiten groß und krumm ist. Wenn Codou ihre Hand ausstreckt, ist es, als ob sie das ganze Elend ihrer Zeit als Bettlerin darin wiegt. Ich drehe mich um und zeige ihnen den Stinkefinger, bevor ich weitergehe.

Die Sonne legt einen Striptease hin, doch einen Ständer hat nur die Moschee. In meinem Kopf brodelte es wie in einem Schnellkochtopf. Kalkulationen in Francs CFA treiben durch mein verflüssigtes Gehirn. Ich rechne. Ergebnis? Ein Ergebnis! Erstaunlich.

$$55 \times 99 = 4950$$

$$5000 - 4950 = \dots$$

Und schon bin ich bei Codou.

»Da kommt sie ja endlich, meine Kleine!« begrüßt sie mich. »Ich war heute früher fertig und hab auf dich gewartet.« Und bevor ich ihr guten Tag sagen kann, ermahnt sie mich mit gespielter Strenge: »Hier sind deine dreißig Francs. Lauf, und hol dir dein Brot, bevor der Bäcker zumacht!«

Ich wühle in dem riesigen Beutel, der mir als Reise-

und Schultasche dient. Er hängt mir bis zu den Knien. Großmutter hat ihn aus den Resten eines alten Tergal-Bettuchs genäht, wofür sie einen ganzen Abend brauchte.

»Was suchst du?« unterbricht mich Codou.

»Meinen Stift, um mir die 50 Francs von heute zu notieren: 30 für das Brot und zweimal 10 für die Erdnüsse, wie immer.«

»Der Bäcker macht gleich zu, Kleines«, sagt sie noch einmal. »Lauf, ich warte auf dich, wir machen das nachher.«

Also nehme ich die 30 Francs und sause los.

Unterwegs muß ich an meine Beziehung mit Codou denken. Unsere Geschicke haben sich verquickt wie zwei Meeresarme aus verschiedenen Quellen, die zufällig zusammenfließen, bis sie ebenso zufällig wieder getrennten Zielen folgen. Der Zufall wollte es, daß das Gymnasium nicht in meinem Dorf, sondern in Codous Stadt steht.

Ich war von den Saloum-Inseln gekommen und wohnte in einem polygamen Haushalt. Zwei Frauen und achtzehn Kinder teilten sich drei Schlaf- und ein Wohnzimmer. Das Ansehen des Hausherrn wächst ja mit der Anzahl hungriger Mäuler, die er zu stopfen hat. Bei den drei mageren Schafen, die im Hof den Sand abgrasten, bedeckte die Wolle gnädig das Gerippe; bei den Menschen aber stachen die Knochen so schamlos heraus, als wollten sie den Himmel anklagen. Das Geld, das meine Großmutter mir regelmäßig schickte, verflüchtigte sich so schnell wie eine Träne in der Wüste von Chinguetti.

Wer zu spät zum Essen kam, war arm dran. Nicht nur, daß die Hand dann gar nicht mehr durchkam zu der großen, flachen Couscous-Schüssel, um die schon alle anderen saßen, sie fand darin höchstens Reste, manchmal vielleicht einen Fischkopf. Der glotzte dann mit großen Augen in hoffnungslose Gesichter, deren Ovale nur Nullen ergaben.

Codou verließ das Haus oft mit leeren Händen. Sie wußte, daß Tote keine Steuern zahlen und daß leere Scheunen auch keine Almosen hergeben. Doch ihre armen Füße hatten die Stationen auf dem Weg der Hoffnung seit langem fest gespeichert.

Das Gymnasium war drei Kilometer von meiner Unterkunft entfernt. Nach einem Monat gab ich das Rennen um die ersten Bissen auf. Um mir Fragen der Schulaufsicht zu ersparen, verließ ich mittags mit den anderen das Gebäude, als ob ich nach Hause wollte, trennte mich aber ein paar Straßen weiter von der Menge, kaufte mir Brot und thiaf und kehrte auf einem Umweg wieder in die Schule zurück.

Ein Stück Brot abbeißen und kauen, dann wie eine Basketballerin die Erdnüsse eine nach der anderen in den Mund werfen, wo sie sich knackend mit dem Brotbrei vermischen und der Speichel fließt, das ist das Glück: Es schmeckt



wie salzige Schokolade, nach Überleben. Die Enttäuschung, wenn eine Erdnuß von ihrer Bahn abkam und im Sand landete.

Eines Abends war mein alter Pappkoffer durchwühlt und das bißchen Geld, das ich darin versteckt hatte, weg. Das enge Zusammenleben machte Nachforschungen fast unmöglich, aber ich wollte mich nicht damit abfinden, daß meine paar Kröten sich einfach in Nichts aufgelöst hatten wie ein Glas Wasser in einem Misttrog. Der Schweiß meiner Ferienarbeit klebte noch an ihnen. Während die Touristen sich in der Sonne aalten, war ich Haussklavin bei einer Familie aus Dakar. Ein Schuljahr zu überstehen war ziemlich mühsam.

Der Löwe sättigt sich an der Beute, die Kleinen lecken am blutigen Gras: Ich befragte die sechs ältesten Kinder, die Zeter und Mordio schrien über meine ehrenrührigen Verdächtigungen. Nach der Mahlzeit leckt der Löwe sich die Lefzen: Der Hausherr erfand für mich eine Strafe, die einem Zuchthaus zur Ehre gereicht hätte. Die vier ältesten Söhne dienten als Folterknechte. Sie stellten sich im Rechteck um mich auf, packten mich an den Gliedmaßen und hoben mich hoch. Mein Körper schwebte etwa einen Meter über dem Boden, der Patriarch stand daneben, holte mit einer Ochsensehne Schwung, und von der Höhe seiner hünenhaften Gestalt herab prasselten die Hiebe auf meinen Hintern und meinen Rücken. Der Rest des Hauses ließ sich von meinen Schreien nicht stören. Auch die Frauen kamen mir nicht zu Hilfe, obwohl ich sie bei ihrem Namen rief. Ich hatte auf ihren mütterlichen Schutzinstinkt gehofft, aber schnell begriffen, daß im Reich der Vielweiberei niemand Gott am Bart zupft.

Das Brennen meiner blutverschmierten Knie weckte

mich auf. Die Jungen hatten mich wohl nach vollzogener Strafe einfach auf den Beton fallen lassen. Allmählich wurde mir die lastende Stille im Haus bewußt. Als ich die Augen aufschlug, sah ich den Hausherrn mir gegenüber auf einer Bank sitzen.

»Das soll dir eine Lehre sein«, sagte er mit bluttriefender Stimme. Dann nahm er ein paar Oktaven heraus und fügte hinzu: «Ich habe dein Geld genommen. Ein Mädchen wie du kann nicht einfach 2000 Francs für sich behalten. Du hättest es einem Erwachsenen anvertrauen müssen. Das also war dein heimlicher Vorrat!«

Grimmig sah er mich an. Er hatte das Geheimnis meiner langen Schultage durchschaut. Und dann kam der Satz, auf den ich gewartet hatte: »Von jetzt an kommst du jeden Morgen zu mir ins Zimmer, und ich gebe dir, was du brauchst.«

Er stand auf, legte den Kopf schief, schaute mich von der Seite an und leckte sich die Lippen. Bevor er ging, säuselte er: »Eine harte Hand kann auch zärtlich sein.«

Am nächsten Morgen klopfte ich an seine Tür, bevor ich mich auf den Weg zur Schule machte. Er hieß mich eintreten.

»Guten Morgen, Pa-Dioulé«, sagte ich, »ich brauche heute 50 Francs.«

Er saß auf seinem Bett. Der Kaftan hing ihm bis über die Knöchel. Die Geldbörse lag in Reichweite auf einem Tischchen neben der Tür. Er befahl mir, sie ihm zu geben. Als ich das tat, packte er mich am Handgelenk und hob seinen Kaftan. Darunter war er nackt, auf seinem Penis lag eine Münze. Dick und klebrig kam die Stimme aus seiner Kehle; so hatte ich ihn noch nie gehört: »Schau, er braucht heute auch was, danach kriegst du deinen Teil, komm her, komm! Pssst!«

Ich zappelte wie ein Karpfen im Netz. Vor Angst hatte es mir die Sprache verschlagen. Da zögerte der Hausherr – mein Mund hatte sich schon zum Schrei geöffnet. Der Schraubstock schloß sich wieder, und ich wurde von einer heftigen Bewegung gegen die Tür geschleudert.

Beim Weglaufen stieß ich ein Körbchen um, in dem zwei kleine Mangos von schwärzlichem Grün lagen, dazwischen eine überreife Banane mit geschwollener Schale. Ich habe das Zimmer von Pa-Dioulé nie wieder betreten, weder um nach dem verrunzelten Obst zu sehen, noch um mein Geld zurückzuverlangen.

Diese Erinnerungen durchströmen mich wie Abwässer die unterirdischen Kanäle einer Stadt. Sie haben mich aufgehalten, kurz vor der Bäckerei bin ich stehengeblieben und gehe jetzt um einen Abfallhaufen herum, den eine Hausfrau hier hinterlassen hat. Als mir das Brot wieder einfällt, hat die



Bäckerei geschlossen. Ich drehe um – Codou macht sich sicher schon Sorgen. Und dann ist da noch die offene Rechnung, ich muß die Zahlen in unser Heft eintragen.

$99 \times 50 = 4950$. Ja, so weit bin ich schon. Die alte Codou schuldet mir nur mehr 50 Francs: zwei Tütchen Erdnüsse und die 30 Francs für das Brot, das morgige Mittagessen.

Meine Zusammenarbeit mit Codou begann ein paar Wochen nach dem Raubzug des Hausherrn, der glaubte, er hätte mir alles abgenommen.

Er wußte nicht, daß ich eine Niominka war.

Die Niominka-Serer bewahren nie ihre ganze Ernte in einem Speicher auf; der im Haus ist stets weniger gefüllt als der im Busch. Was Pa-Dioulé für eine fette Beute hielt, war nur ein Fischschwanz. Der größere Teil war woanders.

Ich bin mit 7500 Francs im Beutel nach Foundiougne gekommen. Während der ersten Schultage trug ich sie immer mit mir herum, in einem Socken, in der Jeanstasche oder an meinem Lendenschurz. Das war ziemlich lästig, besonders beim Turnen, weil ich ständig den Umkleideraum im Auge behalten mußte. Bald hatte ich davon genug und beschloß, mein Vermögen auf zwei Verstecke zu verteilen. Ich packte 5000 Francs in einen Plastiksack, steckte ihn in eine leere Milchflasche und vergrub diese am Fuß eines großen Baums im Schulhof. Der kleine Fundus im Koffer war bis zu seiner Entdeckung meine Alltagsreserve.

Eines Tages stand die alte Codou frühmorgens vor unserer Tür. Ihr Gesang rührte die ersten Sonnenstrahlen, doch sie war im Handumdrehen wieder draußen und schlug den Weg zur Hauptstraße ein, Richtung Schule. Sie ging mit schlep-

penden Schritten, beladen von ihrem Schatten, als wäre es eine übermenschliche Anstrengung, ihr Elend vor sich herzutragen. So holte ich sie rasch ein, als ich wenig später zur Schule ging.

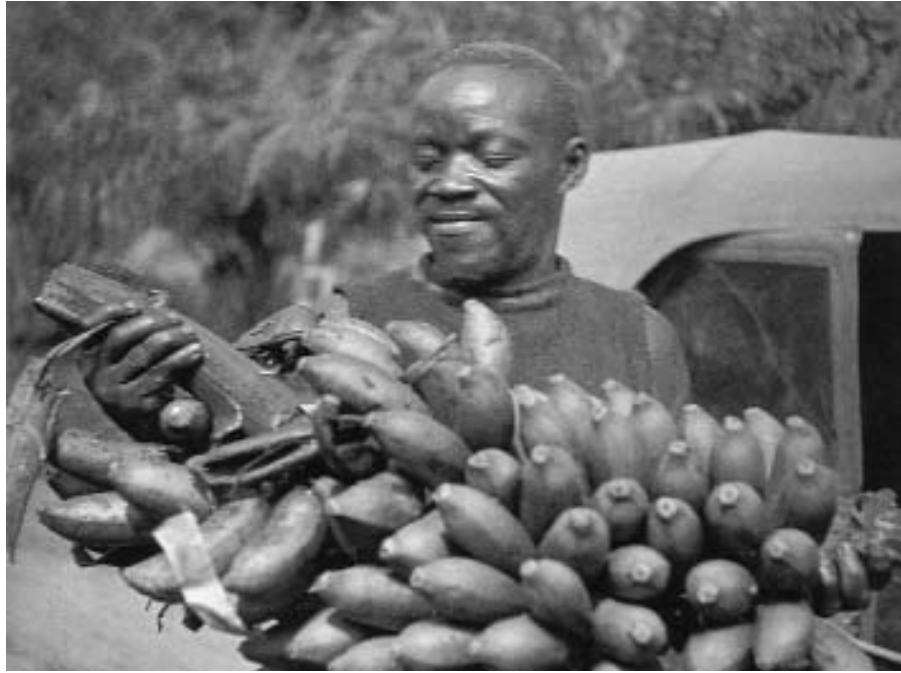
»Guten Morgen, Mame Codou«, sagte ich.

»Guten Morgen, meine Tochter«, erwiderte sie und fing gleich lauthals zu schimpfen an: »Almosen sind für deine Gastgeber sicher nicht der Schlüssel zum Paradies! Die sind ja geiziger als das Gerippe ihres Uhrahns. Wo sonst das Herz ist, haben die ein Stück Teakholz! Daß ich mich überhaupt herablasse, für sie zu singen!«

Ich dachte ganz ähnlich, und was sie sagte, zurrte das schwarze Tuch, das sich auf meine Seele gelegt hatte, nur noch fester.

Da ich weiterhin mittags wegblieb, wurden die Fragen des mißtrauischen Hausherrn von Tag zu Tag bohrender. Er hatte erraten, daß ich anstelle des häuslichen Mittagessen woanders eine Kleinigkeit aß. Ich mußte also noch Geld haben. Und während Codou grübelte, wie sie ihm ein Almosen aus den Rippen leiern sollte, zermartete ich mir das Gehirn darüber, wie ich mein restliches Geld vor seiner Gier in Sicherheit bringen könnte. Da kam ich auf die Idee, mich mit Codou zu verbünden.

Foundiougne war der Mittelpunkt einer Landwirtschaftsregion. Die Bauern verkauften hier ihre Erdnußernte, was zu einem regen Handel führte: Man brauchte nur Holz, Salz und ein bißchen Geld, um mitzumischen. Codou hatte keins, also schlug ich vor, ihr meine 5000 Francs zu leihen. Damit könnte sie auf dem Markt zwei Säcke Erdnüsse kaufen und rösten. Der Verkaufsstand wäre gar kein Problem, weil sie so nah wohnte, daß sie sich nur dort hinstellen müßte, um



unter den Schülern, die oft sonst nichts zu essen hatten, ihre Kundschaft zu ködern.

Für die Rückzahlung hatten wir eine mündliche Vereinbarung getroffen: Sie würde mir an jedem Schultag in der Mittagspause zwei Tütchen thiaf zum Gegenwert von je 10 Francs plus drei 10-Francs-Münzen geben, damit ich mir ein Viertel Brot kaufen könnte. Als Codou ihr kleines Geschäft eröffnet hatte, ließ ich ihr ein Heft da, in dem ich gewissenhaft den verbrauchten Betrag und ihre restliche Schuld eintrug. Mit den Einkünften konnte Codou ihre Familie ernähren und sogar einen neuen Vorrat Erdnüsse anlegen. So war die Bettelei für sie bald nicht mehr als eine triste Erinnerung.

4950 Francs, und übermorgen sind es 5000, dann schuldet sie mir nichts mehr. Das ist das Ende, denke ich, der Hunger. Eigentlich bin ich froh, daß die Bäckerei schon zu hatte. So reicht das Geld noch für drei Tütchen thiaf.

»Wo ist dein Brot?« fragt Codou.

»Die Bäckerei war zu«, sage ich.

»Ach, Kind«, sagt sie bestürzt, »du hättest dich beeilen sollen, du bist immer so verträumt. Da hast du deine zwei Tütchen und noch ein drittes dazu für das Brot; rechne es nicht mit, das ist ein Geschenk.«

»Wo ist das Heft?« frage ich, nachdem ich mich bedankt habe. »Ich schreibe die 20 Francs von heute auf und gebe dir die 30 Francs für das Brot zurück, damit...«

»Mach dir keinen Kopf, Kindchen, heute wird gar nichts aufgeschrieben«, sagt sie bestimmt.

»Doch, Mame Codou«, widerspreche ich. »Außerdem bist du in zwei Tagen deine Schulden los. Du hast mir schon 50 x 99 minus die 30 Francs zurückgegeben, das sind...«

»Hör schon auf, Kleines«, sagt sie besänftigend und gebraucht dabei ihre verkrümmte Hand als Krücke für ihre Worte, »ich kann weder lesen noch schreiben, aber ich weiß, wieviel das ist. Doch es gibt Dinge, die man in der Schule der Weißen nicht zu schätzen lernt. Keiner weiß, wie man Freundschaft mißt, aber ich sage dir, du wirst von mir immer deine Erdnüsse kriegen und die paar Münzen fürs Brot. Bis morgen, Kindchen. Ich werde aus unserem Heft noch viele schöne Tütchen machen.«